

Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Daniela Larcher Zu Grabe



Preis €(D) 8,99 | €(A) 9,30 | SFR 14,50

ISBN: 978-3-596-18286-2

Roman, 384 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

»Großer Männer Grab ist die ganze Erde.«

Perikles

Der Sommer ging zu Ende. Langsam, aber sicher zog er sich zurück, um das Feld für den Herbst zu räumen, der bereits vor der Tür stand und ungeduldig auf seinen Einsatz wartete. Schon jetzt wurden die Tage stetig kürzer und die Röcke der Mädchen immer länger. Bald würden die Blätter von den Bäumen fallen, beißend kalter Wind durch jede noch so kleine Ritze kriechen und dichter Nebel sich Tag für Tag auf die Menschen senken.

Überall sonst in der Welt würde nun die trostloseste Zeit des Jahres anbrechen, aber das galt nicht für Wien – im Gegenteil: Die Donaumetropole brauchte das trübe Wetter und den Verfall der Natur, um ihren ganzen Charme voll zur Geltung zu bringen und in der erhabenen Morbidität zu erstrahlen, für die sie so bekannt war. Keine andere Stadt konnte so wunderbar trübsinnig und so herrlich melancholisch sein, an keinem anderen Ort hatte der Tod so viele Namen, und nirgends sonst wurde dem Sterben so sehr gehuldigt wie hier in der alten Kaiserresidenz.

Morgens war es mittlerweile so frisch, dass man etwas Warmes anziehen musste, um sich keine Erkältung einzufangen. Mirko Berger schnappte sich deshalb eine Jacke, als er in der Früh das Haus

verließ und in Richtung Universität fuhr, wo er sich auf eine anstehende Prüfung vorbereiten wollte. Noch waren Ferien, und das majestätische Gebäude an der Wiener Ringstraße war deshalb so gut wie menschenleer – perfekt also, um dort ungestört zu lernen.

Er kaufte sich einen Becher heißen Kaffee und fuhr dann mit der ›Bim‹, wie die Wiener liebevoll die Straßenbahn nannten, zur Uni. Dort angelangt, durchschritt er das imposante Tor, das den Einlass in das Reich von Forschung und Lehre darstellte, und betrat die große Aula. Mirko schloss die Augen und atmete tief ein. Er mochte den Geruch der Universität. Hier roch es immer ein wenig nach Putzmitteln und, trotz des strikten Rauchverbots, nach Zigarettenqualm. Vor allem aber duftete es hier nach Büchern: Nach Drucker-schwärze und Tausende Male umgeblättertem Papier. Das war der Geschmack von Wissen und jahrhundertealten Geheimnissen. Das herbe Aroma von Geschichte und verborgenen Schätzen.

Er setzte sich in den Arkadenhof, der von rund 150 Büsten berühmter Wissenschaftler gesäumt wurde, und holte seine Skripten aus dem Rucksack, als ihn eine plötzliche Unruhe überkam. Nur noch fünf Wochen bis zu seiner Prüfung über die Heldendichtung im deutschen Mittelalter. Er musste unbedingt bestehen.

Schuldbewusst schielte der junge Student auf den großen Bücherstapel neben sich, und sofort schossen ihm ein paar altbekannte Gedanken durch den Kopf: *Hätte ich doch nur früher mit dem Lernen begonnen! Hätte ich doch nur im Seminar besser aufgepasst!* Normalerweise hatte er keine Angst vor Klausuren, aber dieses Mal ließ allein der Gedanke daran seine Hände feucht werden.

Nach kurzer Überlegung beschloss Mirko, die Büste von Rudolf Much aufzusuchen. Ein paar seiner Kommilitonen hatten den Germanisten als eine Art Schutzheiligen auserwählt und es sich zur Angewohnheit gemacht, vor schwierigen Prüfungen dreimal über dessen Bart zu streichen. Mirko war nicht abergläubisch und glaubte nicht an einen solchen Quatsch, aber heute war definitiv so ein Tag, um es wenigstens einmal auszuprobieren.

Er ging also durch die Arkaden, vorbei an so illustren Größen wie Anton Bruckner und Sigmund Freud, als ihm plötzlich auffiel, dass hier irgendetwas anders war als sonst. Im hinteren Teil des Hofes hatte jemand eine der Büsten mit roter Farbe beschmiert. Aber welche? Er ließ die Reihe der Marmor-, Bronze- und Guss-eisenköpfe vor seinem inneren Auge vorbeiziehen und kam zu dem Schluss, dass es sich um die Statue des Archäologen Otto Benndorf handeln musste.

Das war sicherlich wieder so eine Protestaktion gegen die Studiengebühren. Mirko konnte die Wut seiner Kommilitonen verstehen – er selbst fand die Haltung der Regierung auch nicht in Ordnung, aber musste man darauf mit Vandalismus reagieren? Und warum ausgerechnet in einem dunklen Winkel des Arkadenhofs? Und warum Otto Benndorf? Der war doch schon seit mehr als hundert Jahren tot – was hatte der also mit der aktuellen Lage zu tun? Mirko war neugierig geworden und beschleunigte seine Schritte.

›Komisch‹, dachte er, als er näher kam. Was für ein makabrer Scherz. Was sollte das denn bedeuten? Aber ... das konnte doch nicht sein! Mirko trat noch ein wenig näher heran. Das konnte ja wohl nur ein Scherz sein! Ein schlechter Scherz! O Gott ...! Das war kein Spaß! Das war echt! Und das Rot, das war gar keine Farbe ...

Mirko Berger fiel kreidebleich auf die Knie, und sämtliche Würdenträger der Universität Wien schauten ihm mit starren Blicken und ungerührten Mienen dabei zu. Alle, bis auf Otto Benndorf – dessen Büste war nämlich verschwunden und durch das Haupt von Professor Vitus Novak ersetzt worden. Leider war Novaks Kopf aber nicht aus Marmor oder Gusseisen, sondern aus Fleisch und Blut.

Es dauerte einige Zeit, bis Mirko es schaffte, mit zitternden Händen sein Telefon aus dem Rucksack zu zerren und die Polizei zu alarmieren.

Der diensthabende Beamte hielt den Anruf für einen schlechten Scherz. »Verdammtes Pack«, murmelte er. »Dieses arbeitsscheue Gesindel sollte lieber weniger saufen und sich stattdessen nützlich machen.« Studenten hatten in seinen Augen einfach nicht genügend zu tun. Wenn sie mehr arbeiten oder lernen würden, dann hätten sie nicht so viel Zeit, irgendwelchen Unfug auszuhecken. Ständig machten diese neunmalklugen Typen Ärger: demonstrieren gegen dieses, boykottieren jenes oder waren auf irgendeine andere Art und Weise eine Plage. Und jetzt dachten diese Klugscheißer auch noch, sie könnten ihn verarschen! Von wegen menschliche Köpfe im Arkadenhof!

Der Inspektor nahm einen Schluck Kaffee, gähnte ausgiebig und griff dann erst nach dem Funkgerät. »Ist irgendwer von euch in der Nähe vom Dr.-Karl-Lueger-Ring?«, fragte er. »Die G'fraster von der Uni haben wieder irgendwas angestellt.«

Die Polizisten ließen sich Zeit, und so dauerte es geschlagene zwanzig Minuten, bis sie im Arkadenhof eintrafen. Der Schock über die Erkenntnis, dass es sich diesmal um keinen Scherz oder einen simplen Fall von Sachbeschädigung handelte, war daher umso größer. Die Beamten versuchten ihren Schnitzer wiedergutzumachen, indem sie sich mit Feuereifer in die Arbeit stürzten, und deshalb vergingen nur wenige Stunden, bis der erste Verdächtige gefunden war.

**»Wenn die Hoffnung uns verlässt,
geht sie, unser Grab zu graben.«**

Carmen Sylva

»Grüß Gott, Frau Horsky.« Leander Lorentz, ein drahtiger Archäologe, der noch immer braungebrannt von seiner letzten Ausgrabung war, musterte seine Nachbarin. Sie war eine reiche, aufgetakelte Witwe und so alt, dass sie Kaiserin Maria-Theresia wahrscheinlich noch persönlich gekannt hatte.

»Gestern war es sehr laut bei Ihnen«, sagte sie und kniff ihre runzligen Lippen zusammen. »Ich bin eine alte Frau und brauche dringend meine Ruhe. Seit Sie diese Wohnung gemietet haben, Herr Dr. Lorentz, sind Sie mir schon einige Male negativ aufgefallen. Dies ist ein seriöses Haus. Haben Sie das verstanden? Hier herrschen Ruhe und Ordnung!«

Lorentz war erst vor kurzem in die Wohnung neben Frau Horsky gezogen. Davor hatte er in einer kleinen, billigen Studentenbude gehaust, und das, obwohl er mit seinen 34 Jahren schon lange nicht mehr studierte, sondern als Dozent an der Universität arbeitete. Vor ein paar Wochen hatte er beschlossen, dass es an der Zeit sei, das Lotterleben hinter sich zu lassen, und seine Freundin, die in Innsbruck lebte, gebeten zu ihm nach Wien zu ziehen. Sie waren nach relativ kurzer Suche auf eine Altbauwohnung im 19. Bezirk

gestoßen und sofort davon begeistert gewesen. Die hellen Räume, der stilvolle alte Fischgrätparkett und die großen Doppelflügeltüren waren einfach wunderschön. Auch die Umgebung, die Anbindung an die öffentlichen Verkehrsmittel und die Höhe der Miete waren perfekt. Sie hätten sich eigentlich denken können, dass dieses tolle Schnäppchen einen Haken hatte.

Der Haken hatte sich direkt am ersten Tag vorgestellt: Frau Agathe Horsky. Die alte Hexe war alles andere als erfreut darüber, dass nebenan jetzt ein junges Paar lebte – noch dazu ein unverheiratetes –, und ließ keine Gelegenheit verstreichen, den beiden das Leben schwerzumachen. Sie schien gegen jegliche vernünftige Argumentation gefeit zu sein, und sogar der so oft erprobte Charme des attraktiven Lorentz versagte bei ihr vollends.

»Ich war gestern nicht laut. Vielleicht haben Sie ja jemand anderen gehört.« Lorentz gähnte und schob eine Strähne seines dunkelbraunen Haars aus der Stirn. Er musste dringend wieder einmal zum Friseur.

»Sie hatten doch Besuch«, entgegnete Frau Horsky und zeigte mit einem faltigen Finger auf ihren Nachbarn. »So wie Sie aussehen, haben Sie die ganze Nacht durchgefeiert und getrunken.«

Lorentz kratzte sich am Kinn, das ein Dreitagebart zierte. »Ich habe nicht gefeiert und auch nicht getrunken. Zwei Freunde haben mir lediglich dabei geholfen, ein Sofa und ein paar Umzugskisten in die Wohnung zu tragen. Das hat weder die ganze Nacht gedauert, noch haben wir dabei viel Lärm gemacht.«

»Kommen Sie mir nicht so, junger Mann.« Frau Horsky stemmte ihre Hände in die Hüften. »Sie haben mit Ihrem Sofa und Ihren Kisten so viel Krach gemacht, dass ich schon befürchtet habe, irgendjemand würde das Haus abreißen.«

Lorentz kniff die Augen zusammen und fixierte seine Nachbarin. Vermutlich hatte die alte Schachtel ihr Hörgerät auf die höchste Stufe geschaltet und dann das Ohr ganz fest an die Wand gepresst. Noch wahrscheinlicher war es aber, dass sie seine Freunde

und die Umzugskartons nur gesehen und sich sofort Krach eingebildet hatte – psychosomatische Lärmbelästigung sozusagen. Der Alten war alles recht, wenn sie nur herumrörgeln konnte.

»Nehmen Sie ab sofort mehr Rücksicht auf Ihre Mitmenschen, Herr Lorentz. Dies ist ein anständiges Haus, und dabei soll es auch bleiben!«

So langsam war Lorentz das Geschimpfe leid, und er dachte kurz daran, dem lästigen Störenfried einfach die Tür vor der Nase zuzuschlagen – doch dann kamen ihm die Worte seiner Freundin, Nina Capelli, wieder in den Sinn: »Sie sieht nicht gerade sehr gesund aus«, hatte diese nach der ersten Begegnung mit Frau Horsky festgestellt. »Wahrscheinlich wird sie bald sterben, also rei dich ein bisschen zusammen. Wenn sie tot ist, wird dir jedes bse Wort leidtun.« Da Nina als Gerichtsmedizinerin arbeitete, hatte Lorentz auf ihre Meinung vertraut, und als er seine Nachbarin letzte Woche drei Tage lang nicht zu Gesicht bekommen hatte, hatte er sogar heimlich schon an deren Tür geschnuppert. Der leicht sbliche Geruch, den er voll Freude wahrgenommen hatte, stammte aber anscheinend nur vom Holzlack, denn das Zankeisen weilte ja ganz offensichtlich immer noch unter den Lebenden. Es waren immer die netten Omas, die zu früh das Zeitliche segneten. Die bösen Keifen schienen ewig zu leben.

Lorentz schaltete sein Hirn auf Durchzug und nickte. »Ja«, sagte er alle paar Sekunden. »Natürlich. Sie haben völlig recht. Verzeihung.« Das machte er so lange, bis sie aufhörte zu reden.

»Dann sind wir uns ja einig«, stellte Frau Horsky fest.

»Aber natürlich«, antwortete Lorentz, ohne die geringste Ahnung zu haben, worüber die alte Frau in den letzten paar Minuten geredet hatte. »Ich muss mich jetzt wieder an die Arbeit machen. Bitte entschuldigen Sie mich.« Er schloss die Tür und schüttelte den Kopf. Von wegen, sie wird bald sterben – dieses fürchterliche Weib würde mit ziemlicher Sicherheit auch noch den nächsten Jahrhundertwechsel erleben.

Lorentz sah sich um und seufzte. Morgen würde Nina zurückkommen. Sie war die beiden letzten Wochen in Innsbruck gewesen, um ihre Wohnung aufzulösen und ihren Nachfolger einzuarbeiten. Leander hatte versprochen, dass bis zu ihrer Rückkehr alles halbwegs bewohnbar sein würde, doch davon war er noch meilenweit entfernt.

Er krempelte gerade die Hemdsärmel hoch, als es schon wieder an der Tür klingelte. Was war denn jetzt schon wieder? Hatte Frau Horsky ihn heute nicht schon genug gequält? Musste er sich jetzt noch einem weiteren Anfall von Altersbosheit aussetzen?

Es läutete ein zweites Mal. Lorentz holte tief Luft und war sich plötzlich nicht mehr sicher, ob er es schaffen würde, Ruhe zu bewahren.

»Ja?!« Er riss die Tür auf.

Anstatt in das altersfleckige Gesicht der Furunkel-Furie blickte Lorentz in die Visagen von zwei fremden Männern. Der eine hatte volles, blondes Haar, trug eine moderne, ziemlich teuer wirkende Lederjacke und roch nach Aftershave. Der andere war etwas größer als sein Kollege, weniger gepflegt und nicht so kostspielig gekleidet.

»Dr. Leander Lorentz?«

Lorentz nickte.

»Ich bin Chefinspektor Roman Weber, und das ist mein Kollege Theodor Wojnar.« Der Kleinere von den beiden hielt Lorentz seine Marke vor die Nase.

So war das also, dachte Lorentz und schielte zur Tür von Frau Horsky. Die alte Hexe fuhr also jetzt die großen Geschütze auf. Das würde er ihr heimzahlen! Mit dieser Aktion hatte sie den Greisenbonus verspielt.

»Wir sind ...«, setzte Weber an.

»Wir waren nicht laut. Ich habe Zeugen«, unterbrach Lorentz ihn.

Die beiden Polizisten schauten sich gegenseitig an und blickten dann wieder zu Lorentz.

»Wir sind gekommen ...«, versuchte Weber es erneut.

»Ich habe gestern gemeinsam mit zwei Freunden ein Sofa und ein paar Kartons hochgetragen. Kann sein, dass es ein bisschen gerumpelt hat, aber das ist doch normal, wenn man umzieht.« Lorentz trat einen Schritt zur Seite und gab den Blick auf ein Chaos bestehend aus Kisten, Koffern, Plastiktüten und Werkzeugen frei.

Die Beamten schauten immer noch etwas irritiert. »Wie lange haben Sie und Ihre Freunde denn herumgerumpelt?«, wollte Wojnar wissen.

Lorentz überlegte. »Ich weiß nicht genau. Ich schätze mal bis zehn.«

»Und danach?«

»Danach bin ich kurz in die Uni gefahren, habe dort ein paar Unterlagen geholt und bin dann ins Bett gegangen. Ruhiger geht es also kaum.«

»Gibt es jemanden, der Ihre Angaben bestätigen kann?«

Lorentz kam die Situation langsam ein wenig spanisch vor. »So ein Drama wegen ein paar Umzugsgeräuschen?«

»Ich habe keinen blassen Schimmer, wovon Sie reden, Herr Lorentz«, sagte Weber. »Wir sind hier, weil Professor Vitus Novak gestern Nacht ermordet wurde.«

Lorentz riss die Augen auf und rang nach Luft. »Novak?«, fragte er ungläubig, als er sich wieder etwas gefangen hatte. »Ermordet?! Aber das kann doch nicht sein!«

»Doch, es kann.«

Langsam fiel bei Lorentz der Groschen. »Aber ... Sie denken doch wohl nicht, dass ich etwas damit zu tun habe?«

»O doch, das tun wir. Es gibt Zeugen, die sagen, dass Sie und das Opfer in letzter Zeit ziemlich viele Unstimmigkeiten hatten. Außerdem sind Sie dabei beobachtet worden, wie Sie gestern Nacht den Tatort verlassen und dabei etwas mit sich geschleppt haben. Das ist schon sehr verdächtig – oder wollen Sie mir erzählen, dass

Sie sich öfters mitten in der Nacht schwer bepackt im Archäologischen Institut herumtreiben?« Weber fixierte den jungen Archäologen, ohne dabei eine Miene zu verziehen.

»Schei ...« Lorentz biss sich auf die Unterlippe und betrachtete seine Hände. »Ja, es stimmt – ich war gestern Nacht dort. Professor Novak hatte mir nämlich einige meiner Aufzeichnungen und wichtige Proben gestohlen. Ich bin nur in sein Büro gegangen, um sie mir wiederzuholen. Mit dem Mord habe ich nichts zu tun.«

»Mehrere Personen haben ausgesagt, dass Sie und der Professor letzte Woche einen heftigen Streit hatten. Ich habe außerdem gehört, dass Herr Novak Ihre Forschungsgelder einfrieren ließ und auch sonst ein ziemliches Hindernis für Ihre Karriere darstellte.«

»Das stimmt schon, aber deswegen würde ich ihn doch nicht umbringen.«

Wojnar kratzte sich am Kopf. »Also, wenn das kein Motiv ist. Es gibt Menschen, die würden schon wegen weitaus geringerer Dinge töten.«

»Andere Menschen vielleicht ...«

»Das wird sich ja noch herausstellen.« Weber schien relativ unbeeindruckt von Lorentz' Erklärungen zu sein. »Herr Lorentz, Sie sind vorläufig festgenommen. Sie haben das Recht auf einen Anwalt. Sie haben außerdem das Recht, die Aussage zu verweigern. Wenn Sie uns nun bitte begleiten würden.«

Lorentz schluckte. »Aber das können Sie doch nicht machen ...«

»Kommen Sie jetzt bitte!«

»Aber ...« Lorentz sah sich bereits in Handschellen durchs Treppenhaus geführt. Frau Horsky würde wahrscheinlich zur Feier des Tages eine Flasche Champagner aufmachen. »Ich möchte vorher meinen Anwalt anrufen.«

Weber überlegte kurz. »Na gut, aber beeilen Sie sich.«

Lorentz zögerte. Noch nie war er mit dem Gesetz in Konflikt geraten und kannte gar keinen Anwalt.

Schließlich nahm er den Hörer und wählte.